



Harald Schwinger

Mirós Mädchen

Erzählungen



Harald Schwinger

Mirós Mädchen

Erzählungen



»Mirós Mädchen« von Harald Schwinger ist der elfte Band der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Reihe. Interessentinnen/Interessenten wenden sich bitte an literatur@meerauge.at.

Titelbild: Graffito. Foto: Harald Schwinger

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 100g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Michaela Monschein, Klagenfurt/Celovec
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Satz & Grafik: typedesign Grimschitz, Klagenfurt/Celovec
Druck & Herstellung: Buch.Bücher Theiss, www.theiss.at

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2016
ISBN 978-3-7084-0577-3
Printed in Austria

Unterstützt von

LAND  KÄRNTEN
Kultur

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH
KUNST

INHALT

Mirós Mädchen	7
Wenn ich Sex will, kriege ich den	36
Nackt, auf dem Bauch liegend	40
Und wer beschützt unsere Frauen?	53
Diktatorische Landschaft	55
Wer ist wo	87
Vorsicht mit Namen	97
Ein Freund in der Stadt	122
Helps	123
Der Tag, an dem ein Toter nachts spazieren ging	145

Mirós Mädchen

Das Licht, das ins Zimmer fällt, erinnert Luise an Finnland. Das ist jetzt Jahre, nein Jahrzehnte her. Diese eine Nacht. Bis zur Erschöpfung hatte sie mit Jussi Rauhala Tango getanzt. Später waren sie zum Strand gegangen, hatten sich in den Sand gelegt und in den Himmel gestarrt, der ihr so nah erschienen war, dass sie ihre Hände ausstreckte, um ihn zu berühren. Ein heller, glatter Himmel, wie die Oberfläche eines Fotos. Sie hatte die Schuhe abgestreift und war ins Wasser gegangen. Die sanften Wellen fühlten sich so angenehm kühl an.

Mit ihrer Freundin Rosemarie war sie in einer Bar gewesen, dort hatte Jussi Rauhala ihre Brieftasche gestohlen, und das, obwohl sie ihm zwei Bier spendiert hatte. Sie stellte ihn zur Rede.

»Woher willst du wissen, dass ich es war?«, fragte er.

»Ich weiß es eben.«

Er hatte sie ihr zurückgegeben. »Zähl nach. Es ist alles noch da.«

Zur Wiedergutmachung wollte er mit ihr tanzen gehen. Rosemarie war empört gewesen.

»Du bist verrückt, wenn du mit dem ausgehst.«

Als Rauhala sie am Strand küsste, war sie froh, nicht auf ihre Freundin gehört zu haben.

Es ist der Vollmond, der das Zimmer so hell erleuchtet wie jene finnische Nacht. Aber es ist nicht das Licht, das Luise geweckt hat. Sie bleibt ruhig im Bett liegen, so lange, bis die Erinnerungen endlich aus ihrem Kopf verschwinden.

Jetzt erst fällt ihr diese Stille im Zimmer auf. Sie hört genauer hin, lauscht aufmerksam. Aber nichts ist zu hören, nicht das Geringste.

»Rosemarie?«

Dann noch einmal, etwas lauter: »Rosemarie?«

Diese Stille bedeutet nichts Gutes, denkt sie und drückt auf die Ruftaste für die Krankenschwester.

Sie vermeidet es, ihren Kopf zu drehen, starrt stur auf die gegenüberliegende Wand. Minuten später hört sie Schritte. Das Licht geht im Zimmer an, eine Schwester kommt herein, fragt: »Ist alles in Ordnung?«

Ohne ihren Blick von der Wand zu lösen, sagt Luise: »Ich höre nichts.«

»Sie hören nichts?«

Die Schwester versteht nicht gleich.

»Meine Nachbarin! Ich höre nichts!«, wiederholt Luise.

Am Abend war Luise ungewöhnlich nett zu Rosemarie gewesen, saß an ihrem Bett, hielt ihr die Hand, streichelte über das dünne Haar. Rosemaries Stirn war ganz nass, mit einem Waschlappen hatte sie ihr den Schweiß abgetupft. Wie konnte man nur so hilflos sein, dachte sie.

»Das passt gar nicht zu uns, wir sind doch nie hilflos gewesen.«

Rosemaries geöffneten Mund. Ohne Zähne schien ihr Gesicht in dieses Loch hineingezogen zu werden.

Sie fuchtelte vor ihren starren Augen herum, berührte sogar ihre Wimpern, aber Rosemaries Blick blieb unbewegt. Ihr Gesicht erinnerte Luise an das bunte, großformatige Bild, das im Flur neben dem Gemeinschaftsraum hängt. Vielleicht sah die Landschaft, die Rosemarie am Plafond betrachtete, auch so aus: ein

weißes Meer mit kleinen gelben Quallen, in das man versinken konnte.

»Ist es schön da oben?«

Für einen Moment kam es ihr so vor, als hätten sich Rosemaries Lippen bewegt.

»Und?«, fragt Luise, ohne ihren Kopf zu drehen.

»Sie hat es überstanden. Jetzt ist sie erlöst«, antwortet die Schwester.

Luise weiß jetzt, was sie geweckt hat. Das Fehlen dieses schwachen Röchelns. Über Monate hat Rosemarie bei jedem Atemzug dieses vertraute, verhasste, widerwärtige Geräusch von sich gegeben, das Luise ertragen musste. Und nun, auf einmal: Stille.

Jetzt ist sie erlöst.

Der Satz macht Luise wütend. Erlösung ist für sie ein böses Wort, ein lauerndes, abwartendes. Eines, das verhindert, sich lebendig zu fühlen. In dem der Vorwurf steckt, man hätte zu lange gelebt, sich zu hartnäckig gegen den Tod gesträubt. Bis dann endlich die Erlösung kommt. Ihr kann man nichts vormachen, schließlich ist sie hier an der Front, wie sie es nennt. Sie kennt das Leben, so wie es ist. Ängste, Verletzungen, Verwirrungen, Schmerz. Ein Schritt hin zum Tod. Man stirbt, während man lebt.

Wenn, dann will Luise sterben, nicht *erlöst* werden.

Luise ist aus freien Stücken hier. Sie will weder bei ihrer Tochter noch bei ihrem Sohn leben. Aber auch nicht mehr allein in ihrer Wohnung. Zu gefährlich, mehr als einmal hat sie vergessen, den Herd abzdrehen, dann das Stolpern, der gebrochene Fußknöchel, und dass sie es fast nicht mehr zum Telefon geschafft hat, um Hilfe zu holen.

Nein, das Heim war die richtige Entscheidung. Sie fühlt sich wohl hier.

Was für ein Glück war es, als dann Rosemarie kam.

Früher waren sie schon einmal Nachbarinnen gewesen. Im Eisenbahnerwohnblock. Die Zeit damals hätte sie ohne Rosemarie nicht überstanden. Diese endlosen Nachmittage mit ihren beiden kleinen Kindern, das ewige Einerlei, die Langeweile, gegen die Rosemarie ihre einzige Verbündete war. Bis sie dann einfach wegzog. Kurz nachdem ihr Mann von einem Zug zerquetscht worden war. »Hier kann ich nicht von vorne beginnen, ich muss weg.«

Luise war wütend gewesen und hatte ihr beim Abschied die Wohnungstür vor der Nase zugeschlagen. Dass Rosemarie sie alleine ließ, mit den Kindern, mit ihrem Mann, empfand sie als Verrat. Ein neues Leben zu beginnen, während sie hier feststeckte zwischen Küche, Wohn- und Schlafzimmer.

Was ist mit mir, wer kümmert sich um mein Leben?, dachte sie.

Als man Rosemarie mit ihrem Bett ins Zimmer schob – »Das ist ihre neue Mitbewohnerin« –, hatte es eine Weile gedauert, bis Luise sie überhaupt erkannte.

Das eingefallene Gesicht, die Blicke. Gefangen in einer bewegungslosen Welt mit Flüssignahrung und Infusionen.

Sicher war sich Luise erst gewesen, als sie das Namensschild an der Bettkante gelesen hatte:

Rosemarie Strechallek.

Es war noch immer der Name ihres verstorbenen Mannes. Luise hatte sich vorsichtig auf die Bettkante gesetzt und nervös an der Decke gezupft. Sich jetzt und hier wiederzufinden. Nach so langer Zeit.

»Du hast also nicht mehr geheiratet«, stellte Luise nicht ohne Genugtuung fest. »Hast du denn ein neues Leben gefunden?«

Nur Rosemarie wusste, dass Luise ihren Sohn aus Finnland mitgebracht hatte, die Fleisch gewordene Erinnerung einer durchzechten Nacht, an einem Strand von Oulu.

»Wenn du nur ein Wort sagst, du weißt, was dann passiert«, hatte sie Rosemarie gedroht. Sie hatte sich ihr anvertraut, weil sie einfach jemanden gebraucht hatte, mit dem sie darüber reden konnte.

Ausgerechnet in diesem Krankenzimmer hat das Schicksal sie nach all den Jahren wieder zusammengeführt.

»Jetzt wirst du mich nicht mehr alleine lassen, nicht wahr?«, sagte Luise.

Zwei Pfleger rollen das Bett mit Rosemarie aus dem Zimmer.

»Sie müssen die Nacht jetzt wohl alleine verbringen«, sagt die Schwester.

Luise mag den mitleidigen Ton ihrer Stimme nicht und dreht sich zur Seite. Draußen vor dem Fenster hängt noch immer dieser fette Mond am Himmel.

Noch vor dem Frühstück wird ein neues Bett ins Zimmer geschoben.

»Wie geht es Ihnen?«, fragt die Schwester.

Luise antwortet nicht. Seit sie hier lebt, wurde ihr diese Frage schon zu oft gestellt.

Mit Rosemarie hat sie Spaß gehabt. Ab und zu wenigstens. Hat ihr öfters Mund und Nase zugehalten, bis sich der bewegungsunfähige Körper doch noch aufzubäumen schien. Hat ihr die eine oder andere

Fliege, die sie zuvor mit der Fliegenklappe erschlug, in den immer offenem Mund gesteckt. Einmal hat sie auch den Schnabelbecher mit Urin statt Wasser gefüllt und ihr zu trinken gegeben. Nichts Schlimmes, nur kleine, harmlose Racheakte. Dafür, dass Rosemarie sie damals im Stich gelassen hatte. Und wegen der Bitte der Schwestern, etwas auf ihre Bettnachbarin aufzupassen. Dazu war sie also gut genug. Um auf sie aufzupassen. Nachdem sie fortgegangen war, um ein neues Leben zu beginnen und sich nie mehr bei ihr gemeldet hatte.

»Du ahnst nicht, was man mit wehrlosen Menschen alles machen kann«, sagte Luise zu Rosemarie, Gehässigkeit in ihrer Stimme.

Dass Luise nicht alle Grausamkeiten, die ihr durch den Kopf gingen, auslebte, hatte Rosemarie nur dem Umstand zu verdanken, dass sie Luises Geheimnis wirklich für sich behalten hatte.

Wenn Luise gut gelaunt war, las sie ihr auch vor. Sie war die einzige in ihrer Familie, die Bücher las, das machte sie stolz. Luise war sich nicht einmal ganz sicher, ob ihre Schwestern überhaupt lesen konnten. Und wenn, dann reichte es wahrscheinlich nur für diese billigen Heftchen voll sentimentaler Liebesgeschichten mit fescen Förstern oder Ärzten. Meist las Luise Rosemarie aus einem französischen Märchenbuch vor. Das war ein Geschenk ihres Mann gewesen. Jedes Mal, wenn sie das Buch aufschlug, kam ihr die Widmung in den Sinn, die er ihr auf die erste Seite des Buches geschrieben hatte: *Für Luise, die Frau, die ich liebe*. Vor Jahren schon hatte sie die Seite aus dem Buch heraus gerissen.

Das Leben hier folgt fixen Ritualen. Das entspricht ganz Luises Vorstellungen. Sie legt keinen Wert auf Ab-

wechslung oder Überraschungen. Alles immer zu seiner Zeit.

Jede Abweichung empfindet sie als unangenehm, mehr noch, als Unhöflichkeit, die sie nicht bereit ist, zu dulden.

Luise hat die Besuchszeiten für ihre Kinder festgelegt, verlangt deren strikte Einhaltung. Sie weiß, das ist einer der Gründe, warum ihr Sohn nicht mehr kommt. Das nimmt sie in Kauf. Er hat noch nie Wert auf Regeln gelegt, sich immer entzogen.

»Helmut ist ein Taugenichts, der nichts von Verantwortung hält«, hatte sie Rosemarie geklagt. »Seine zwei Kinder sind auch nicht viel besser. Mir ist es lieber, sie kommen nicht. Es regt mich zu sehr auf.«

Besucher hatte Rosemarie selten. Das war angenehm. Doch wenn welche kamen, waren sie rücksichtslos. Bloß weil Rosemarie nichts sagen konnte, glaubten alle, sie wäre taub. So laut redeten sie auf sie ein.

Meist ging Luise aus dem Zimmer. In die Cafeteria, um Illustrierte zu lesen. Sie liebte Geschichten über Prominente: das große Leben, Heirat und Scheidung, Erfolg und Zusammenbruch, Tod und Tragödien. Warum sollte es den Reichen und Schönen besser gehen?

Dennoch musste Rosemarie für die Besuche büßen.

»Zwei Stunden meines Lebens haben die mir gestohlen. Das wird dir leid tun.«

Luise wünschte sich manchmal, sie könnte so etwas wie Angst oder Panik in den Augen von Rosemarie entdecken, aber sie behielten, egal was sie ihr androhte, immer diesen stumpfen, leblosen Ausdruck. Meist beließ sie es bei den Drohungen, nur ab und zu drückte sie ihr einen Kopfpolster auf das Gesicht, hoffte auf eine Reaktion, aber nichts geschah.